

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1925

217 (19.9.1925) Wissenschaft und Bildung

Samstag, den 19. September 1925

Detlev von Liliencrons Liebesbriefe

Von Hanns Martin Gfster

Man hat den Spürsinn der Literaturhistoriker oft angegriffen, weil sie in wissenschaftlichem Vollständigkeitswahn ohne Takt noch Gefühl in jedes Lebensgeheimnis der Dichter zu dringen versuchten. Und doch kommt man bei allem Menschlichen, was man auch sagen mag, nicht los von der Erfahrung, daß das Erlebnis erst das Kunstwerk gebiert und daß ein Kunstwerk uns durch Kenntnis seines Schöpfungserlebens noch tiefer vertraut wird. Liliencron gehört zweifellos zu den bedeutendsten, reichsten Liebesdichtern seiner Zeit: wie nahe rückt uns aber diese Besinnung, wenn wir sehen, welche Not und welches Leid die schönsten Verse gebar. Man erlebt ihr Werden und ihre Bedeutung in stärkster Unmittelbarkeit neu.

Darum war es keine Indiskretion, wenn der Liliencronbiograph Heinrich Spiere jetzt Detlev von Liliencrons Liebesbriefe an Helene von Bodenhausen unter der einem Gedichte Liliencrons entnommenen Überschrift „Unbegreiflich Herz“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, mit 8 Bildern und 4 Familien) herausgab. Keine Episode entrollt sich hier, sondern ein Schicksal, jene große Liebe, die wesensbestimmend sich auswirkt und die auch über Liliencrons Dasein fast 13 Jahre entschied.

Zwei Kriege lagen hinter dem Siebenundzwanzigjährigen, als er die zehn Jahre jüngere Tochter Helene des verabschiedeten Oberleutnants von Bodenhausen kennen lernte. Er hatte Heilung von seiner Verwundung in einer Heilanstalt zu Eöthen gesucht: er fand das höchste Glück und tiefste Leid seiner Mannesjahre. Die Briefe zeigen, wie hoch die Liebe zu der schönen, eleganten, temperamentvollen Helene sofort emporstiege. Gleichzeitig wuchs aber auch das Unmögliche dem Vereinigungswunsch entgegen. Bodenhausen war mittellos, Liliencron ebenfalls und verschuldet noch dazu. Das junge Paar hätte sechs bis acht Jahre auf die Hochzeit warten müssen, bis der eben zum Premierleutnant Beförderung erhaltene Liliencron die nötige Summe zusammenbringen könnte. Aber die Leidenschaft war so stark, daß Liliencron sich nicht fügen wollte. Trotz der Abneigung des Vaters Bodenhausen kam es zur heimlichen Verlobung: wozu sollte sie dienen? Auch die Verwandten konnten nicht helfen; Liliencron mußte in die Mainzer Garnison zurück. Und nun ergoß sich alle Lust und Qual des Herzens in eine Fülle von langen Briefen, die des werdenden Lichtes ganze Blutzustoffe offenbaren. Hier schaut man in den Kern seiner Natur, so rückhaltlos verströmen sich hier Gefühl und Gedanke.

Was nützt es, daß er seine verfahrenen Verhältnisse zu ordnen versuchte, den Abschied nahm, arbeiten wollte? Er mußte doch verzichten, denn es fehlte eben jede Exi-

stenzgrundlage. Noch war er ja trotz erster Versuche zu unreif für die Schriftstellerei. Er kehrte lieber wieder in die Offizierslaufbahn zurück, nahm von Dezember 1872 raschen Anlauf zu höherem Vordrücken: da plagt mitten in den Aufstiege die Nachricht von Helenes Verlobung mit einem Dritten herein und nun gibt es kein Halten mehr. Der Rausch soll über den Verlust hinwegbringen und endet mit neuer Schuldenlast, neuem Abschied, mit Amerika. Von September 1875 bis Februar 1877 ist er über dem großen Wasser: zwei schwere, dunkle, erniedrigende Jahre — immer aber Helenes Bild im Herzen. Seit Juni 1872 schrieb er ihr zwar nicht mehr — aber kaum hat er 1877 wieder deutschen Boden betreten und gehört, daß sie nicht mehr verlobt ist, schreibt er ihr. Auch sie hat ihn nicht vergessen. Neu lodert die Leidenschaft empor.

Verzückte Liebesbriefe schleudert die lange zurückgedrängte Sehnsucht nun heraus und mit den Briefen Vers um Vers. Doch endlich finden sich die Liebenden: am 18. Dezember 1877 verloben sie sich, am 8. Oktober 1878 heiraten sie. Auf welcher Grundlage? Auf Grund der 1250 Mark Pension und Verwundungsgeld. Wenige Liebeswochen vergehen: da löst die alte Schuldennote am Herd . . . Und von dem Tage an beginnt das alte Leid. Helene ist nicht die Frau, den Kampf mit dem geliebten Manne durchzuhalten; ihrer Leidenschaftlichkeit antwortet ebenso heftig des Dichters Leidenschaftlichkeit. Kämpfe wilder Art setzen ein, führen nach einem Jahr zur Trennung und schließlich, trotz aller Liebe, zur Scheidung im Frühjahr 1884. „Bin ich denn tot? Oder ein Karneval? Oder was ist passiert?“ Unbegreiflich Herz, unbegreiflich Schicksal . . .

Dieser Liebesroman des Leutnants und des Vackfisches reißt den Mann zum Dichter, das Mädchen zur Frau; es ist die Kunde vom inneren Weien und Weg zweier Menschen. Liliencrons Seele und Natur offenbart sich hier ganz. Man bedauert nur, daß nicht auch Briefe Helenes eingefügt werden konnten. Erschüttert steht man dieser Leidenschaftsgröße gegenüber. Und unsere Liebe zu dem Dichter und Menschen hat sich noch tiefer in unser Herz verwurzelt. Die deutsche Literatur kennt nur wenige Liebesbriefwechsel von solcher elementaren Wahrhaftigkeit menschlicher Fülle und dichterischer Schönheit.

Ferdinand Kürnberger

(1821—1879)

Sprache und Zeitungen.

I.

Der Journalismus dringt wie der Sauerstoff in der Luft, zerstörend, zerlegend, auflösend und freilich auch neubildend auf das feste Gebilde der Büchersprache ein, er allein reagiert tätiger auf sie als alle übrigen Sprach-

Agentien zusammengenommen. Neuerungen in einzelnen Wörtern und ganzen Redensarten, Neuerungen in Orthographie und Syntax, kurz Sprach-Neuerungen in allen Mustern, freit der Journalismus fast ausschließlich. Was der gesamten Buchliteratur nicht gelingt, vollendet leicht und spielend die Blatliteratur. Sie ist das Mäuschen, welches die Neze zernagt, in denen die Köpfe ihre Ohnmacht fühlen. Voltaire wollte den Franzosen statt des überfliegenden Aocit das latinisierende August insinuieren, Goethe den Deutschen statt Eidechse Racerte. Die beiden mächtigsten Sprachkaiser der modernen Welt haben 80 Jahre ihres Lebens drangeseht und diese winzige Neuerung nicht forciert. Jean Paul schrieb in Duzenden von Romanen, welche die tonangebende Welt beherrschten, Hilfsmittel und Neuerungssucht statt Hilfsmittel und Neuerungssucht; aber der vergötterte Mann hatte nicht Hilfsmittel genug, seine kleine unschuldige Neuerungssucht durchzusetzen. Man lese dagegen die Sprache Voltaires, Goethes und Jean Pauls im Journalismus — und sie ist um und um revolutioniert. Der Journalismus hat noch ganz andere Dinge mit ihr fertig gebracht.

Wer zweifelt daran? Schreiber dieses ist noch kein alter Mann und doch ist ihm ein Teil seiner Schul- und Jugendsprache bereits abhanden gekommen. In seiner Jugend schrieb man Gegenwart, heutzutage sagt man Jetztzeit, ein gräulicher Fischlaut, einer Schlangensprache würdiger als einer Menschensprache! In seiner Jugend sagte man, der Anfang, die Beurteilung. Jetzt sagt der Journalismus die Inangriffnahme, die Inbeziehungnahme. Es fehlt wenig und man wird bald auch schreiben: die Insbesetzung; hin und wieder ist's schon geschehen. Statt der Schreibart: ein gewisser Meyer, taucht mehr und mehr das Gelüste auf, ein sicherer Meyer zu schreiben. Unlogisch sind im Grunde beide Ausdrücke, sie wollen nahezu ihr Gegenteil bezeichnen, nämlich das was in ein wenig ungewiß und unsicher ist. Aber der Gebrauch von jenem „gewiß“ wird vom Sprachgenius wenigstens durch die Analogie gedeckt; man sagt, ein gewisser Meyer, wie man sagt: ich habe ein gewisses Gefühl, es gibt gewisse Dinge usw. Man sage in diesen Fällen statt gewiß, sicher und die Verstandlosigkeit springt in die Augen.

Noch ärger aber wird dieser mutwillige Kitzel der Neuerungssucht, wenn er ohne Grund und Verstand noch mehr als den Sprachgebrauch, nämlich das Sprachgesetz, die Grammatik selbst verlegt.

Ein Lieblingsausdruck des Journalismus ist die Redensart: unberechenbare Tragweite. Wir denken recht gut die Zeit, wo man sich noch mit Folgen und Wirkungen begnügte, die man etwa groß oder wichtig nannte. Das reicht nun länger nicht aus. Die guten ehrlichen Alten sind gestürzt, entthront von dem jüngeren Zeus der unberechenbare Tragweite. Ein stattdisches Wort, wir gestehen es! Wenn es nur eben so gut die

Potsdam

Von Moeller van den Bruk

Die Seele dieser Stadt ist die Seele Friedrichs des Großen: was unsterblich an seiner Wesenheit war, das blieb in ihr räuhlich als Vermächtnis zurück.

Es ist eine widerspruchsvolle Seele: eine die ganz eindeutig zu sein scheint, ehrlich, eben und knapp, wie das Leben der braven Wiederbürger, alten Hofbeamten, Soldaten, Diener, die in den kleinen Reihenhäusern der stillen Stadtteile wohnen — und eine, die wissend wie Kavaliere oder Philosophen ist, lächelnd wie der Blick der kalten, glatten, schönen, halblebigen Sphinginnen, die überall geschmeidig liegen, an der Treppentrampe des Stadtschlosses, auf der markanten Wüstung des Stadtblatens und an den Wegekreuzungen im Park, wo einst der König, der als Szepter das Leben zu schmücken liebte, mit seinen Helden, aber auch mit Spöttern und Hunten spazierte.

Es ist eine strenge und wüchserne und ist eine anmutige und geistvolle Stadt, voll Selbstzucht und doch voll Lebensüberliebtheit — in allen diesen Gegensätzen durch die Einheit einer Stimmung verbunden, die an den bescheidenen wie an den anspruchsvollen Bauten das Beispiel einer Schönheit gibt, die das Geheimnis von Potsdam ist: durch Einfachheit vornehm zu wirken.

Vornehm und einfach, adlig und bürgerlich, kriegerisch und friedlich: so liegt sie zwischen den Wasserflächen und Höhenzügen, die sie umgeben, in dieser Savannlandschaft, die von Natur melancholisch ist, sehr heidnisch, ganz preussisch, und die ihren königlichen Stil erst vor der höfischen Kunst empfing, die Gartenanlagen zu Tagesheden beschneit; von dem Moloko eines Monarchen der auf den Seen seine Schwäne schwimmen ließ und in die dunklen Gebüsche helle Statuen stellte; von dem Beschmaus eines Weltweisen, der im Verkehr mit den Geistes des Altertums stand, seine Vorliebe zwischen Epikur und Stoiz zu teilen pflegte und sich in Potsdam seines Daseins in

Frieden zu freuen suchte, obwohl er von hier aus immer wieder den Krieg, der sein eigentliches Genie war, in die Welt tragen mußte.

Nicht die Markgrafen und Kurfürsten haben diesen Ortsgestirbt gegründet, nicht sie, die Potsdam einst für 400 Schock böhmischer Groschen veräußert hatten und in der Stadt nur wohnen, um in ihrer Umgebung zu jagen; auch der Große Kurfürst nicht, der das Jagdschloß zum Stadtschloß erhob und zunächst einmal die immer noch dörfliche Gegend um den alten Markt ausbauen ließ; auch nicht der erste Preußenkönig, obwohl er Schüler und dessen Nachfolger im Potsdamer Schloße reichlich beschäftigte und sich selbst, wenn er durch das triumphgekrönte Fortunaportal einfuhr, in der angenehmen Vorstellung gefallen mochte, nunmehr gleich dem französischen Könige eine zweite Residenz zu besitzen.

Erst der Soldatenkönig, der Vater des großen Friedrich, hat den Grund wenigstens zu dem fargen und schlichten Potsdam gelegt das hernach von den Bauten eines geistigeren, wenn auch launenhafteren Zeitalters bereichert werden sollte, hat von Potsdam aus die preussische Bauweise, deren märkischer Reiz schon immer eine trodene Gediegenheit gewesen war, in demselben Popstiele festgelegt, den er hier seiner Armee als steifen und hölzernen Soldatenstil aufbaute.

Alles, was Friedrich Wilhelm tat, kam aus dem groben und geraden, tüchtigen und utgefunden Bewußtsein eines Deutschen, den das Schicksal zum unfreiwilligen Zeitgenossen des aufsteigenden Moloko gemacht hatte, und war in unwirtlichem Gegensatz zu der zieren Mode getan, die damals von Trianon ausging: mit grimmigem Hohne sagte er, als er draußen vor dem brandenburgischen Tore einen königlichen Gemüsegarten anlegte, in dem der Kohl seiner Hausmannstrost, klares märkisches Obst und allenfalls eine strogelbe Sonnenblume gedieh, daß dies nun „sein Reich“ werden solle.

In derselben Gesinnung, die ihrem eigenen Kopf und dem angeborenen Blick für alles Zweckmäßige folgte, baute er Potsdam, begann damit, daß er der Stadt einen Grundriß zog, ihre Planung bestimmte und die Straßen in dem langen Zuge von Büfeln vierteilte und linierte, der das Stadtbild noch heute wie in den entfalteten Kolonnen einer preussischen Schlachordnung aufsteht. Von den klassischen Regeln der Bau-

kunst verstand der Mann, der so ganz seinen praktischen Prinzipien zugewendet war, daß er noch die Friedhöfe mit Maulbeerbäumen für die Seidengewinnung bepflanzen ließ, nicht das geringste; aber den praktischen Elementen der Baukunst kam er eben deshalb um so näher. In den Anfängen der Baukunst achtet man immer mehr auf den Bau als auf die Kunst: und es ist nur das Wesentliche und das Schöne des Wesentlichen, daß dann der Bau die Kunst ohne weiteres in sich schließt.

Ein Haus, meinte Friedrich Wilhelm, mußte vor allem ein Körper sein, ein Windschutz und Wohnplatz und Arbeitsgebäude für eine möglichst vierköpfige Familie und, versteht sich, für den Grenadier dazu, den eine jede in der Giebelstube einquartieren hatte: deshalb ließ er die Häuser für die gleichen Bedürfnisse auch in der gleichen Form aufbauen, nach einem gültigen Muster für das eingeschossige Bürgerhaus mit dem aufgesetzten Dachreiter, das sich, wenn man alle Ansprüche eines altpreussischen Haushaltes, dazu diejenigen des Heerwesens, der Ortspolizei und der Feuerwehr in Betracht zog, als das billigste und doch dauerhafteste herausgestellt hatte.

Die Stadt, so neu sie erschien, und so farg sie bedacht war, blieb deshalb nicht ohne Schmuck.

Sie besaß einen bunten Reiz schon in den freundlichen Giebeln, in den spiegelnden Schelben, in den weißgestrichenen Fensterkreuzen und aufgeschlagenen Läden des sauberen holländischen Viertels, das Friedrich Wilhelm in den roten und braunen Ziegeltönen der Grachten anlegen ließ.

Aber auch ihre Ruhbauten besaßen damals einen Reiz, der farbig war oder doch tonig und warm: einen gefälligen Aufrich, blank und dorb, wie der Malermeister ihn machte, so daß sie wie aus einer Spielzeugschachtel wirkten und dem Leben der preussischen Grenadiere in ihren blauen Uniformen, roten und gelben Monturen erst den rechten Hintergrund gaben.

Sogar auf Ornamentierung verzichtete der ebenso knaustige wie wohlwollende König nicht gänglich; und wenn es auch nur ein paar flache Pfeilerstreifen waren, die er den Häusern gönnte, ein paar Profilierungen, die das Gefüge hervorheben, ein paar winzige Konsolen, die ein Fensterbrett abstützten,

* Aus: Der Preussische Stil. Von Moeller van den Bruk. Mit 60 Tafeln. Fünftes Tausend. Galsleinen Kl. 8.— Potsdam ist freisich.

stark verträge, als es pompös ins Ohr fällt! Das Wort ist bildlich und das Bild ist von dem Geschick- weien entlehnt. Aber wie weit trägt ein Geschick? Wenns hoch kommt, eine halbe Meile. Und mit dieser Spanne im Raume will man die Unendlichkeit geschicht- licher Wirkungen in der Zeit vergleichen? Und der Vergleich soll noch grandios scheinen? Aber freilich, die Tragweite allein tut's nicht. Sie muß unbedenkbar sein, das ist der Effekt von dem Defekt. Ein Defekt in Wahrheit! Wir leugnen zwar nicht, daß manches in die Geschichte getreten ist, was wohl unbedenkbar heißen kann, z. B. das Pulver, die Buchdruckerkunst, die Entdeckung von Amerika, die Reformation, die Encyclopädie, die Elektrizität, der Dampf. Aber es läßt sich zählen. Wir möchten nicht jahraus, jahrein fast bei allem, was um uns vorgeht, mit dem Be- kenntnis zur Hand sein, daß es uns „unbedenkbar“ dünkt. Das ist demütigend. Das ist kein Zeugnis für den Scharfsinn der menschlichen Denkfraft. Der Ro- loß der unbedenkbaren Tragweite tut vielleicht ein- mal im Jahrhundert seine Wirkung; täglich produziert, wird er ein recht kleiner, hilfloser Zwerg.

Eine Journal-Kreatur, die jedermann zuläßt, die aber fast allein schon im Stande wäre, uns das ganze jüngere Schriftentum zu vertreten, ist der Gebrauch des Wortes *vertreten*. Sonst sprach und schrieb man: Herr A. hat den Hamlet gespielt, der Düsseldorfer Maler B. hat eine Landschaft nach München geschickt. Jetzt schreibt und spricht man: der Hamlet war durch Herrn A. ver- treten, Düsseldorf war durch eine Landschaft von B. vertreten. Ist diese Neuerung gleichgültig? Wir glauben es nicht; wir halten sie vielmehr für bedeutungs- voll. Es bedeutet einen gewissen Servilismus des Sub- jekts gegen das Objekt, der uns weder anständig noch logisch dünkt. Der Ausdruck ist dem Parlamentarismus entlehnt. Fünzigtausend Menschen z. B. schicken einen ins Parlament, der sie vertritt. Hier erscheint der eine im Dienste der Fünzigtausend; das hat seinen Sinn. Welchen Sinn aber hat es, daß ein Schauspieler den Hamlet vertritt oder daß ein Maler Düsseldorf vertritt? Der Schauspieler vertritt nicht den Hamlet, er schafft ihn. Der Hamlet des Shakespeares ist nur für die Einbildungskraft da, der Hamlet mit Mienen und Gebärden, der Hamlet der sinnlichen Anschauung ist das Werk des Schauspielers. Ebenso schickt ein Düssel- dorfer nicht eine Landschaft nach München, um Düssel- dorf zu vertreten, sondern um sich selbst zu vertreten, in seinem Interesse, nach seinem Belieben. Sehen wir also dem „Vertreten“ scharfer ins Auge, so ist es genau aus dem Geiste geboren wie die unbedenkbare Trag- weite: sein Wesen ist äußere Großheit bei innerer Kränk- lichkeit. Denn freilich ist dem kleinen kurzen Dasein der Indi- vidualität sein wahrer Geschicklichkeit, daß man ihr den großen Hintergrund der Gattung gibt, daß man sie als Repräsentanten aufsaßt und zum Ambassadeur ihres ganzen Begriffes stempelt. Wie aber der Ambassa- deur seine meisten und liebsten Handlungen denn doch auf eigene Rechnung vollzieht, z. B. bei Tisch oder in der Liebe; so wird die freie, lebendige Individualität ganz gewiß wünschen, in ihrem eigenen Namen zu existieren und nicht als Silhouette in der Schattenwelt der Begriffe zu lobdienen. Diese Auflösung und Nichtachtung der Persönlichkeit scheint uns in merk- würdiger Uebereinstimmung mit dem zu stehen, was man heute den Materialismus nennt, ja wir erblicken in dem Ausdruck „vertreten“ das wahre Schiboleth

dieses Materialismus. Sollen wir nämlich kurzweg sagen was Materialismus ist, so würden wir sagen, er ist das Segen der Sache über die Person. Und das ist die Signatur unseres Zeitalters. Eine rapide Folge großer Erfindungen hat die Generation so überrascht und trunken gemacht, daß sie in Anstoumen ihrer eigenen Werke nach Art der Wilden ihre Gebilde für göttlicher hält als sich selbst. Sie nennt ihr Zeitalter das Jahr- hundert des Dampfes, während man in vorigen Jahr- hundert von einem Zeitalter Rousseaus und Friedrichs des Großen sprach. Für diese Denkungsart ist der Ausdruck „vertreten“ wie geschaffen. Er verleiht der Sache den ersten, der Person den zweiten Rang. Er lehrt das natürliche Verhältnis vom Subjekt und Ob- jekt um, und stellt den Gesichtspunkt so als ob die Dinge nicht durch den Menschen da wären, sondern ganz abstrakt durch sich selbst und der Mensch nur angehängt wäre, sie zu vertreten. Kurz, der Sturz des Idealismus! Aber noch leben Idealisten, Leute welche den guten Willen haben, gut zu sprechen und zu schreiben. Diese machen wir aufmerksam, wie sehr sie ihren Stil verzerrieren, wenn sie dem Journalismus solche Bar- barismen nachschreiben. So lesen wir z. B. in Schudi's Liederbuch der Alpen sehr oft, wie dieß und jene Tiergattung „bei uns vertreten“ ist — was sich in einem Naturgemälde, wo doch alles nur konkrete Sinnlichkeit ist, doppelt leidig ausnimmt. Als ob ein Bär auf dem Jura hauste, um das Bärengeschlecht in der Schweiz zu „vertreten“!

Ganz das Kämliche, wenn auch im minderen Grade, haben wir der Phrase „angezeigt“ nachzusagen. Dieser Kunstausdruck gehörte sonst ausschließlich der prak- tischen Heilkunde an. Er scheint erst in den letzten Jahren, in welchen Cholera und Typhus den Verkehr zwischen Arzt und Publikum so verhängnisvoll ge- steigert haben, aus dem Munde der Ärzte in die Schriftsprache, und hier zunächst in den hungrigen Schlund aller Neuerungen, in die Journalsprache, über- gegangen zu sein. Vor zwei Dezennien kannte ihn keine Zeitung; heute spielt er eine außerordentlich be- schäftigte Rolle. Ueberall wo man sonst passend, dien- lich, schicklich, raffisch, anwendbar, wohlthätig, erfolgreich, heilsam, geboten, erspriehlich, dankbar, zweckmäßig, lohnend, erforderlich, notwendig, schuldig, nützlich ge- sagt, kurz einen Ausdruck erwählt hätte, welcher die in- dividuelle Physiognomie der Sachlage sprechender vor- trät hätte, dort ist jetzt alles angezeigt oder nicht angezeigt. Eine Unzahl von zarteren Ausdrücken des Sprachwuchses wird durch diese Redensart ver- nichtet, ja, es ist eigentlich nicht abzusehen, wie weit diese Vernichtung nicht gehen sollte. Denn daß „an- gezeigt“ einfach die Synonyma verdrängt, d. h. ein einzelnes Wort das andere, wäre noch der geringere Nachteil; aber auf den Mittelpunkt eines solchen Schlag- wortes wird oft der ganze Gedanke selbst umgelegt. Warum z. B. sollte ein moderner Flaneur sein Ge- hirn anstrengen und den Gedanken erzeugen: eine Strafe würde die Selbstachtung dieses Kindes in ihrem zartesten Kerne verletzen — wenn ihm sein Zeitungs- stil die Phrase an die Hand gibt: eine Strafe wäre hier nicht angezeigt? In der Bulgärsprache verdrängt man Silben und Wörter; wie bequem ist es nun, den Gedanken selbst zu verdrängen! Der Presse, die oft so peinlich preffiert ist, könnte man solche Abbreviaturen noch nachsehen; wenn wir aber bedenken, daß von den Millionen Zeitungs-Exemplaren, welche zu jeder

Stunde gelesen werden, die Phraseologie unaufhaltbar ins Volk dringt, so müssen wir auch der Presse solche gedankentörende Phrasen strenger zurechnen. Sie ver- derben die Umgangssprache, machen sie fauler, mono- toner, langweiliger.

(Schluß folgt.)

Bücheranzeigen

Die Japaner hatten sich bis vor etwa 60 Jahren völlig von der Welt abgeschlossen; nur den wenigsten Europäern gelang es, die Inseln der aufgehenden Sonne zu betreten. So wissen wir heute über die Vergangenheit des Landes verhältnismäßig wenig. Doch aber Kunst und Kultur schon auf eine lange Vergangenheit zurückzuführen können, sehen wir aus den vielen prachtvollen Kunstwerken, die, obwohl viele Jahrhunderte alt, heute noch dem Lande ihre Gepräge geben. Wie wir dem „Kleinen Brodhaus“ (die fünfte Lieferung ist soeben erschienen) entnehmen, hat Japan schon lange vor uns eine hochentwickelte Kunst besessen, und zwar bereits im 7. Jahrhundert. Chinesen und Koreaner führten damals große Bauten auf, Tempel, Klöster, Paläste, sowie herrliche Buddhafiguren, die der Besucher des Landes heute bewundert. Die Malerei der Japaner hat von Anfang an ihre Eigenart bewahrt. In erster Linie befaßte sie sich mit Darstellungen aus Sage und Geschichte des Landes. Ein japanisches Gemälde sieht sehr zart aus, denn der Japaner malt nicht auf Leinwand oder Holz, sondern auf Seide oder dünnem Papier. Wenn das Bild, der sogenannte Kakejimon, fertig ist, wird es nicht eingerahmt, wie bei uns, sondern mit Brokat umsäumt und zwischen zwei wogerechte Holz- stäbchen gespannt; der Kakejimon kann zusammengerollt aufbewahrt werden, wenn man nicht vorzieht, ihn im Hin- ter aufzuhängen. Der „Kleine Brodhaus“ bringt eine schöne farbige Wiedergabe eines Kakejimon. Besonders interessant sind die Zeichnungen des japanischen Kunsthand- werks, wie die Kakejimon (Sprich: Kakejimon, in Holz oder Eisen- blech geschnitten) sowie die Werke, die vor allem Gestalten aus der japanischen Mythologie darstellen, No-Masken, Goldschmuckstücke usw.

Man mag auch die fünfte Lieferung des „Kleinen Brod- haus“ anschauen wo man will, man findet überall inter- essante Anregungen; und man mag suchen was man will, man bekommt überall eingehend Auskunft. Auf 4 Seiten zusammengefaßt finden wir ein vollständiges Bild der Kunst- geschichte aller Länder und Völker, von der ägyptischen und babylonischen Kunst bis zum Expressionismus eines Rodol- fo, Rodin und Van Gogh. Eine weitere Übersicht „Anfänger- lehrbuch“ gibt genaue Angaben über Kunstwerke, Anfertigungsweise und Antiquarität sämtlicher antiken Kunstwerke. Außerdem erfahren wir, welche Körperteile betroffen werden, wieviel Prozent der Erkrank- ten sterben, welcher Bazillus als Erreger in Frage kommt, wann und von wem er entdeckt wurde usw. Ferner wird uns in einer übersichtlichen graphischen Darstellung ein No- ros Beispiel vom Aufbau eines Kakejimon gegeben. Inter- essant ist auch eine Angabe im Artikel „Kakejimon“, wonach es auf der ganzen Welt 15% Millionen Personen aus- macht, wovon 13% Millionen allein auf die Vereinigten Staaten von Amerika entfallen. Es ist wirklich erfreulich, daß der Verlag Brodhaus sich entschlossen hat, in einem einbändigen Handbuch auf engstem Raum alles Wissenwerte aus allen Gebieten zusammenzufassen. Alle, die nicht in der Lage sind sich den vierbändigen Brodhaus anzuschaffen, werden sehr zum „Kleinen Brodhaus“ greifen, zumal der Preis äußerst niedrig bemessen ist, und durch das Erscheinen in 10 Lieferungen die Anschaffung erleichtert wird. Aus ein billigerer Subskriptionspreis ist festgesetzt, der aber im September dieses Jahres erlöschen wird.

Die Mode zeigt ein völlig verändertes Gesicht! Die so- eben erschienene Herbst-Moden-Nummer der „Eleganten Welt“ gibt ein anschauliches Bild der gänzlich neuen Sil- houette, die den kommenden Kleidern charakterisiert. Die große Reihe vorbildlicher Herbstmodelle, die das neue Ge- sicht der „Eleganten Welt“ vorführt, sind gekennzeichnet durch lebhaft bewegte Linien, durch betonte Weite und durch die Vorliebe für rüchdortige Garnierung. Eine Auswahl großer und kleiner Hüte und ein in Bild und Wort in- struktives Kapitel über die neuen Richtlinien in der Her- stellung vervollständigen das Bild des neuen Modestils.

oder ein paar seltene Zapfen, Troddeln Muscheln — sie wirk- ten daran als einzige, doch umso kräftigere Bier.

In diesem Schmutz und Geschmut der Anspruchslosigkeit, die durchweg auf Sachdienlichkeit beruhte, in dieser wahren Über- lieferung der preussischen Formung, die allen Wandel der- selbe und Wechsel der Persönlichkeiten überdauerte, erlebte dann Friedrich der Große mit dem Staate die Stadt, die ihn vorbestimmt war: Potsdam.

Er kam aus Rheinsberg. Und er kam aus einem Schäferknecht. In der Rheinsberger Zeit war aus diesem femininisierten Sohne, den der so ganz soldatische Vater verdorben hatte, der nicht weiten, nicht schiefen lernen wollte und die Jagd roh und un- geistig fand, aus diesem Leutnant wider Willen, der seinen Waffengott seinen Stiefvater nannte und ihn die seidene Schlaftrube vorzog — der strahlende Genießer in Kergold und Pudergrau geworden, der nun nicht mehr drohte, sich mit wehleidiger Pistole aus der unbegriffenen Welt hinauszubeh- bernen, vielmehr die bekümmerte Tafelrunde vorzog, an der er sich mit Freunden und Freundinnen in Gefelligkeit witzig und glänzend verband.

Es war nicht Oberflächlichkeit: denn zugleich vollzog sich die Entwicklung zu dem entschlossenen Thronfolger, an dem die königliche Bestimmung nachholte, was die prinzipielle Erziehung nicht vermocht hatte: zu dem jungen Fritz, der erkannte, daß es für das Leben weniger auf die Literatur ankommt, die man darin treibt, als auf das, was hinter ihr steht, auf den Staat, auf die Nation, auf die Menschen, für die man lebt: zu dem großartigen Schwärmer, der jetzt die Schriftsteller der Alten ganz anders las, nicht auf die Worte hin, die den Schöngest in ihm reizten, sondern auf die Taten hin, zu denen sie den Thronerben aufhorchten, und der bei den hohen Geis- tlichen von Ruhm und Tugend und Unsterblichkeit bereits an eine feste preussische Wirklichkeit zu denken begann, die auch für ihn gelten würde, sobald er König war.

In den schönen Künsten führte er, als den neuen und näch- sten preussischen Stütze, ein, das Friedrich Wilhelm widerstrebt hätte, in dem sich jedoch Friedrich der Große als genießerischer Denker am wohlsten fühlte, wozu er nicht als preussischer König im Felde stand, und dessen epikureisch-

chevaleresker Kultur die auf ihre Art auch eine alexandrinische Kultur war, präzisistisch, französisch und febrizianisch in Einem, wir heute wesentlich Potsdam mit Sanssouci ver- danken.

Das französische Rokoko verband nicht den Hof mit dem Volke, sondern trennte sie: es war ein Vorrecht des Adels, deshalb blieb es auf Parkanlage und Innenausstattung, auf Möbel, Porzellan und Biederlichkeits beschränkt, während die Architektur dem Klassizismus überlassen wurde — in Deutsch- land dagegen übertrag sich das Rokoko in das Leben und be- kam von ihm, statt der gemessenen Formung sehr viel un- gefangene Formen, statt der feineren Tönung eine frischere Farbe, statt des Puders die Natur.

Rokoko war der Scharm der Wiener Kaiserstadt, Rokoko war das Geheimnis von Schloß Mirabel, Rokoko der Zauber des Zwingers, und wo nur der Baugewerk es eben zuließ und ein deutscher Künstler die schweren Vorordnungen sprengen durfte, weil sein geistlicher oder weltlicher Bauherr ihm den Spiel- raum eines freieren Auftrages gab, dort entstand Rokoko un- mittelbar aus dem Geblüte.

Das Rokoko brauchte in Deutschland nicht erst auf die Künste von Trianon zu warten, nicht auf die Kommoden der Bilder Stolz und die Biskuitte von Sèvres, nicht auf das konfervierende Leben der Salons, das seinen Stil von einge- schränkten Bewegungen und erzwungenen Liebenswürdigkeiten empfing und schließlich keine Rettung vor seiner Affektiertheit mußte, als die Flucht in das Gefühlvolle — während die Men- schen in Deutschland den Zeitstil mit einem Gefühl aufnah- men, das sie niemals verloren hatten.

Für das deutsche Rokoko war das französische Rokoko wieder nur ein Anlaß, eine Bekanntheit, eine Reiztheit des Aus- landes: aber wie man diese Mode nur mitmacht, das kam tief aus einer Lust an Veräußerungen, die bald zarter ge- wesen waren wie in der Gotik, bald derber geworden waren wie in der Renaissance, aber nie ganz verloren wurden — kam aus einer Naivität, wie sie Menschen entspricht, die auch als barocke Menschen immer noch natürliche Menschen blieben.

Von dieser erhaltenen Grundlage eines unverdorbenen Lebens aus deuteten dann die Künstler des deutschen Rokoko, genau so, wie es die Vorordnungen mit den Renaissanceformen

geraten hatten, auch die Rokokoformen in deutsche Formen um — und in Preußen in preussische Rokokoformen.

Der junge Fritz brachte dazu aus Rheinsberg, wo man nicht mangelte, musiziert und Komödie gespielt, sondern auch mit baulichen Plänen die einstuhen witzige Phantasie beschäft- igt hatte, bereits den Architekten mit, der ihm dienen konnte: Herr von Knobelsdorff. Der war ein Junfer aus der Mark, und wohl war auch er einer von den vielen überzähligen Edel- leuten, die damals, wenn sie auf der Klischee ihrer Väter keinen Platz mehr fanden, zunächst einmal auf Reiten die Welt zu sehen suchten, um in der Folge, wozu sie nicht Kriegsbedienstet- nahmen, an einem Hofe den Unterricht in der Mode, in Ge- schmackungen und selbstverständlich auch in der Baukunst zu geben.

Aber Knobelsdorff war zu tüchtig, um sein Leben in Aber- teuern hingubringen: in ihm lebte der angeborene Drang seiner Klasse zur Wirklichkeit, der den Staat der Hohenzollern durch Jahrhunderte hin auf den Willen, die Umficht, die Zah- kraft, die Arbeitslust und den Dienstifer des preussischen Adels stellte — und eben dieser Drang ließ auch Knobelsdorff sich seiner besonderen Begabung, die eine künstlerische war, ganz anders verpflichtet fühlen, als jene stinken Kavaliers- geist: in der Lobrede, die ihm sein König widmete, ließ er seinen Ruhme vermerkt, daß er durch Reinheit, Rechtfert- zeit und Wahrheitsliebe ausgezeichnet gewesen sei — und an der Kunde verglich man ihn gelegentlich einer starken und schönen Eiche und rühmte ausdrücklich von ihm, daß er so gar nichts Galantes gehabt habe.

So war Knobelsdorff, so war er nach Rheinsberg gekommen, so folgte er dem Könige nach Potsdam: ein großer und ge- sunder Mann, „Le große Knobelsdorff“, wie man ihn nannte, mit starkem Schritt und klarem Bild, dem der Offizier, der das Bildnis zeigt, das Beside von ihm gemacht hat, stehend im Hürst, die Hände fest auf dem Ballast. Aber in diesem schweren Manne lebte eine überaus empfindsame Seele: in derselben Lobrede steht die Bemerkung, daß Knobelsdorff alles gemieden habe, was seine Freiheit einzuschränken schien — und eben dies ging auf den Künstler und auf das künst- lerische. (Aus dem Sommerheft des „Piperboten“.)